

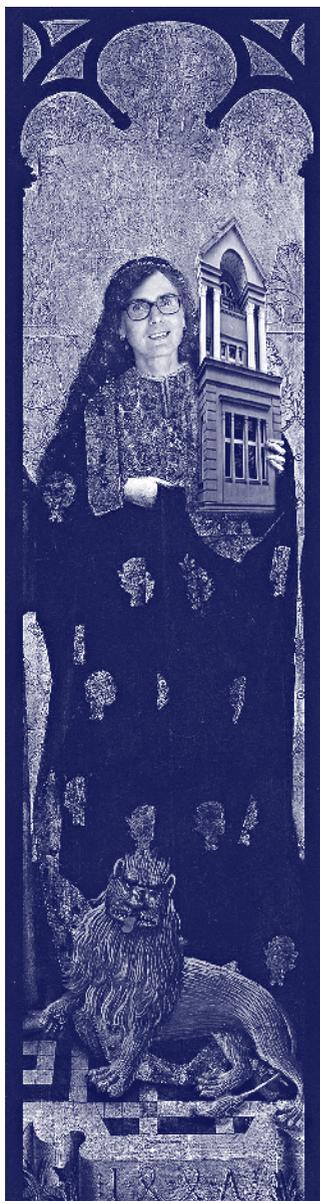


## DIE LEGENDE DER HL. BARBARA MAXIMILIAN BENZ

---

Maximilian Benz (Jahrgang 1983) ist Professor für Deutsche Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit an der Universität Bielefeld. Er wurde mit einer Arbeit zum Thema *Gesicht und Schrift. Die Erzählung von Jenseitsreisen in Antike und Mittelalter* (Berlin/Boston 2013, brosch. Ausg. 2022) 2012 an der Humboldt-Universität zu Berlin promoviert; die Habilitation erfolgte 2019 an der Universität Zürich mit der Monografie *Arbeit an der Tradition. Studien zur literarhistorischen Stellung und zur poetischen Struktur der Werke Rudolfs von Ems*, Würzburg 2022). 2018 publizierte Benz *Fragmente einer Sprache der Liebe um 1200* (Zürich, 2. Aufl. 2019). Er ist Mitherausgeber des *Internationalen Archivs für Sozialgeschichte der Literatur*, der *Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur* sowie von *Pietas litterata. Internationales Jahrbuch für religiöses Wissen in der deutschen Literatur des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit*. Als Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin frug er 2022/2023 nach der „Emergenz moralischer Subjektivität an der Schwelle zur Neuzeit“ und fand so zu den „Konturen des Selbst“. – Adresse: Fakultät für Linguistik und Kulturwissenschaft, Universität Bielefeld, Postfach 10 01 31, 33501 Bielefeld, Deutschland. E-Mail: maximilian.benz@uni-bielefeld.de.

... Nachdem die Hl. Barbara den St.-Paulus-Dom in Münster verlassen hatte, zog sie zu Fuß gen Osten, um das Licht der symbolischen Kommunikation auch in die sumpfigen Regionen östlich der Elbe zu bringen. Auf ihrem langen, entbehrungsreichen Weg gelangte sie schließlich in die Mittelmark, in der eine brutale Löwin mehrere Gutsdörfer in Angst und Schrecken hielt. Als die Löwin die Hl. Barbara sah, legte sie allerdings sofort ihr wildes Gebaren ab und wurde zahm. Mit ihren Pfoten zeichnete sie ein Kreuz in den



märkischen Sand, woraufhin auch die Hl. Barbara Vertrauen fasste, und führte die Heilige in den Grunewald. Am südlichen Ende des Halensees schließlich trafen Barbara und die Löwin auf einen Fuchs, der beiden mit Blick auf ein altes, von Weinreben umranktes Gemäuer bedeutete, dass dies der Ort sei, um ein neues Kloster zu errichten ...

So oder so ähnlich hätte man es sich wohl in früheren Zeiten, die man bis heute etwas unglücklich das Mittelalter nennt, zurechtgelegt, wie Unwahrscheinliches in die Welt kam. Das waren über lange Zeit Klosteranlagen, weswegen Gründungslegenden dieser Orte – noch Joseph Ratzinger meinte in benediktinischen Klöstern einen Abglanz des Paradieses zu erkennen – von so großer Bedeutung waren. Nun sind wir über die Geschichte des Wissenschaftskollegs, einer ganz und gar säkularen Institution, bestens aufgeklärt und wissen, dass es anfangs eine durchweg männliche Veranstaltung war. Anders als die Kartäuser, die sich rühmten, dass sie nie reformiert wurden, da sie nie deformiert gewesen seien (*numquam reformata, quia numquam deformata*), hat sich das Wissenschaftskolleg, das – wenn schon – dann doch eher etwas von benediktinischer als von kartäuischer Frömmigkeit hat, ständig reformiert und geändert. Das nahezu ausgeglichene Geschlechterverhältnis, aber gerade auch die Fellows aus dem globalen Süden haben entschieden dazu beigetragen, dass hier Horizonte geweitet werden!

Wissenschaft ist auch eine Lebensform, aber selten wird sie so reguliert wie am Wissenschaftskolleg. Das Leben zwischen Kapitelsaal mit gemeinsamen Exegesen, *armarium* (Bibliothek), *refectorium* (Restaurant) und *dormitorium* (Schlafstätte), ja die sich scheinbar

selbst choreografierenden Bewegungsabläufe *intra muros* – all das führt zusammen, was andernorts nur noch parzelliert existiert: eine Gemeinschaft.

Die halbironisch gemeinte Analogisierung von Kolleg und Kloster findet natürlich dort ihre Grenzen, wo die Härten eines klösterlichen Lebens ins Bewusstsein gerufen werden: „Ideo sicut dictum es, [sc. cella] alienum qui non est filius, citius a se projicit quasi abortivum, evomit tamquam inutilem ac noxium cibum; nec diu talem pati potest in visceribus suis officina pietatis.“ Wilhelm von St. Thierry hatte in seinem an die Brüder der Chartreuse du Mont-Dieu gerichteten, später „golden“ genannten Brief pointiert, dass die Zelle als Ort der Frömmigkeit jeden, der ihr und der mit ihr verbundenen Lebensform fremd sei, von sich wie eine Missgeburt auswerfe, ja ihn auskotze wie eine unnütze und schädliche Speise. So wird am Wissenschaftskolleg durchaus nicht mit Fellows verfahren, die sich nicht ganz den Regeln des Kollegs fügen wollen. Die „Weltflucht“ der Fellows scheitert häufig genug daran, dass die Heimatuniversitäten – insbesondere der immer wichtiger den Alltag dominierende Drittmittelbetrieb – die Fellows zumindest in digitaler Form heimsuchen. Nicht also die Verführungen der Welt, sondern die Zwänge von Zoom haben allzu häufig die Kontemplation unterbrochen!

Das liegt natürlich auch daran, dass im Kolleg so viel geboten wurde, dass man wenig von außerhalb vermisste: *stabilitas loci* also nicht als Gebot, sondern als Verheißung! (Eine Ausnahme stellten die regelmäßigen *peregrinationes* in die Opernhäuser Berlins dar.) Die vorzügliche Küche, die den Rahmen bot, damit sich im Laufe der Zeit über Genüssen schwebend Vertrauen und Zuneigung zwischen Fellows ausbilden, die Tischtennisplatte, die so angenehm vor dem Nachmittagstief (Einfallstor teuflischer Anfechtung!) bewahrt, das gemeinschaftliche Singen im Chor *ad maiorem collegii gloriam*, der vertiefte Austausch in kleineren Runden – wie der Frühnezeitgruppe – haben das Jahr nicht nur sehr schnell vergehen lassen; die gute Fürsorge, die – wie ganz besonders auch der exzellente Bibliotheksservice – konzentrierter wissenschaftlicher Produktivität viel zuträglicher war als Fünfjahrespläne, Drittmitteldruck oder die notorischen Formen akademischer Wichtigtuerei, führt zwar einerseits dazu, dass nun nach dem Verlassen des Kollegs Wiedereingliederungsmaßnahmen erforderlich sind, zeigt aber auch andererseits, was es wirklich braucht, um zumindest in den Geisteswissenschaften gute Forschung zu ermöglichen: Austausch und Freiraum.

Aber auch: Vertrauen und Verbindlichkeit. Insofern waren die (in der Sache sehr wichtigen) Abende, an denen das Haus für eine breitere Öffentlichkeit geöffnet wurde, immer auch ein wenig irritierend, aber produktiv irritierend, denn sie haben den sonst

selbstverständlichen Alltag am Kolleg in eine reflexive Distanz gerückt. Es ist mir an mir selbst aufgefallen, wie leicht ich Kritik von Fellows ertragen konnte, wie gerne ich sie angenommen habe und wie sehr diese nicht nur mich, sondern auch mein Projekt weitergebracht hat.

Was bleibt? Eine Vielzahl wunderbarer Begegnungen und Kontakte, ein fantastischer Austausch, der nicht nur den Tod einiger *darlings* brachte, beispielsweise der „Subjektivität“, sondern mir vor allem substanzuell neue Perspektiven für mein Forschungsvorhaben eröffnet hat, das ebenso von dem Jahr profitiert hat wie ich selbst, der nun eines akademischen Zusammenhangs ansichtig wurde, welcher anspornt, wo man zu verzagen droht, welcher beflügelt, wenn man niedergeschlagen ist, der aber auch bremst, wo die eigenen Idiosynkrasien zu viel Raum einnehmen (wie in diesem Abschlussbericht).

An einem sehr (!) späten Abend wurde mir einmal vorgeworfen, ich sei ein hoffnungsloser Apologet des Christentums (was meines Erachtens nicht stimmt; aber es ist der Vorzug des Wissenschaftskollegs, dass auch Ressentiments zur Sprache kommen). Dabei habe ich doch auch ein wenig Empirie auf meiner Seite: Die Hl. Barbara ist nicht nur Nothelferin und rettet in jäher Todesgefahr (zum Beispiel, wenn einem beim Spaziergang durch Kleinmachnow eine Löwin begegnet), sondern ist auch Schutzpatronin der Tunnelbauer, weswegen die Berliner Verkehrsgesellschaft die Verlängerung der U-Bahn-Linie 5 zwischen Alexanderplatz und Hauptbahnhof am Barbaratag 2020 eröffnete. Sie fährt bis heute (und verglichen mit unserem M19 sehr regelmäßig) durch Berlin. Das sollte kein Wunder sein?